

Predigt über Offenbarung 21,1-7

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, und der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr da. Und die heilige Stadt, das neue Jerusalem sah ich herabsteigen aus dem Himmel von Gott bereitet wie eine Braut für ihren Mann geschmückt. Und ich hörte eine gewaltige Stimme von dem Thron, die sagte: Siehe, das Zelt Gottes mit den Menschen; und er wird mit ihnen zelten, und sie werden seine Völker sein, und er selbst wird Gott mit ihnen sein. Und er wird abwischen jede Träne von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr da sein, auch nicht Trauer, auch nicht Klage, auch nicht Schmerz wird mehr da sein. Das Erste ist vergangen. Und es sprach der auf dem Thron saß: siehe, ich mache alles neu. Und er spricht: schreibe, denn diese Worte sind vertrauenswürdig und verlässlich. Und er sprach zu mir: es ist geschehen. Ich bin 's: das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende. Ich: dem Dürstenden werde ich geben von der Quelle des Wassers des Lebens umsonst. Wer siegt, wird dies erben, und ich werde ihm Gott sein, und er wird mir Sohn sein – ich werde ihr Gott sein, und sie wird mir Tochter sein.

Eines Tages wird der Tod nicht mehr da sein. Noch aber erleben und spüren wir: der Tod hat gewaltige Macht, ist selbst eine gewaltige, eine gewaltsame Macht. Ein Mensch wird weggerissen aus dem Leben, ist nicht mehr da; wird uns weggerissen, seinen Mitmenschen, seinen Lieben. Wir spüren die Gewalt – es ist wie ein bewaffneter Raubüberfall, wie Körperverletzung, denn wir fühlen uns beraubt und sind es auch, fühlen uns verletzt und sind es auch, erkennen den Verlust, spüren den Schmerz; wir trauern, wir klagen – und würden am liebsten auch im juristischen Sinne Klage erheben, wissen aber natürlich, dass das nicht geht. Noch ist der Tod da, ist mächtig, ist gewalttätig. Noch muss sich jeder, jede von uns sagen: eines Tages werde ich tot sein, werde ich nicht mehr da sein. Doch Johannes schreibt: eines Tages wird der Tod nicht mehr da sein, auch Trauer, auch Klage, auch Schmerz werden nicht mehr da sein.

In diesem Jahr haben wir besonders eindrücklich und auch bedrückend erlebt, dass die Macht des Todes alle Menschen aller Völker und Länder überschattet. Wir trauern um die Menschen, die an der Pandemie gestorben sind, oft sehr einsam – in anderen Ländern sind es mehr als bei uns, in einigen viel mehr –, fühlen mit ihren Angehörigen, Freunden und Lieben; fühlen auch mit denen, die zwar überlebt haben, aber mit bleibenden Schäden leben müssen. Doch der Schatten des Todes verdüstert auch die Gesunden. Wir müssen leiblich, räumlich zueinander auf Abstand gehen. Auch das macht unser Leben ärmer, weniger lebendig, denn es sind ja Beziehungen und auch körperliche Nähe, die unser Leben lebendig machen. Das Wort vom Tränenabwischen in unserem Text – eine leibliche Geste des Tröstens und der Nähe – erinnert uns an das, was wir vermissen. Auch unsere Beerdigungen waren und sind davon betroffen. Das alles ist vernünftig, ist nötig, aber dennoch schmerzhaft.

Im Schatten der Pandemie geraten uns anderes Leid, andere Not und auch anderer Tod fast aus den Augen, aus dem Bewusstsein, aus dem Herzen: die vielen Kriege – der über vierzigjährige in Afghanistan; der nun auch schon langjährige im Jemen, den wir immer wieder vergessen und der nun, wenn ihm nicht Einhalt geboten wird, zu einer riesigen Hungerkatastrophe führen wird; der kurze, aber grausige zwischen Armenien und Aserbeidschan und nun auch noch der in Äthiopien; das Elend der Flüchtlinge in aller Welt.

Manche hatten anfangs die Hoffnung, unsere Erfahrungen mit einer Seuche in aller Welt, in Europa und Asien und Afrika und Nord- und Südamerika könnte unser Bewusstsein dafür schärfen, dass wir in einer Welt leben; dass wir trotz all unserer Unterschiede eine Menschheit sind – könnte uns solidarisch machen. Hier und da ist das auch geschehen. Doch es hat sich

auch gezeigt: das Virus bedroht zwar jeden Menschen, trifft sie aber sehr verschieden, und das gilt auch für die Maßnahmen zur Eindämmung und Bekämpfung der Pandemie. Die Erfahrungen dieser befremdlichen Zeit haben uns noch klarer gemacht, als es das schon war: wir leben in einer ungerechten Welt; die Weltordnung ist eine Unordnung. Und das bedeutet Leid und Geschrei und Schmerz.

Am Ende des Kirchenjahres und auch zu Beginn des neuen, in der Adventszeit, werden wir daran erinnert, dass diese Weltunordnung nicht ewig bestehen, sondern ein Ende haben wird; dass wir eine neue Welt zu erwarten haben, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnen wird. Das ist auch am heutigen letzten Sonntag des Kirchenjahrs, am Ewigkeitssonntag so. Wir gedenken unserer Verstorbenen, werden damit daran erinnert, dass auch wir sterben müssen, denken dabei aber auch an das Ende aller Dinge, das Ende der Welt, die wir kennen und vielleicht nur allzu gut kennen. Doch das ist nicht alles. Dass die Welt, wie sie ist, wegmuss und auch wirklich ein Ende haben wird – das Erste ist vergangen –, das ist nur die negative Kehrseite der frohen Botschaft, der großen Verheißung von einer neuen Welt.

Das gilt auch und das gilt besonders für das letzte Buch der Bibel, die Offenbarung des Johannes oder an Johannes, im griechischen Original: Apokalypse. Wir denken bei dem Wort Apokalypse und vor allem bei dem Wort apokalyptisch an katastrophale Situationen, an so etwas wie Weltuntergang. In der Tat kommen in diesem Buch viele Katastrophen vor und in der Tat geht es auch – zwar nicht um Weltuntergang, aber – um das Ende der jetzigen Welt, der bestehenden Weltordnung. Aber Apokalypse bedeutet nicht Katastrophe, sondern Enthüllung, Aufdeckung. Dem Seher Johannes ist es gegeben, etwas zu sehen, was wir nicht sehen; hinter die Oberfläche, hinter alle Verschleierungen und Verblendungen zu blicken. Das schreibt er auf, um die zu stärken, denen Mut zu machen, die an der gegenwärtigen Weltordnung leiden – gemeint war damals das römische Imperium: Unterdrückte, Ausgebeutete, Verfolgte; er gehört selbst zu ihnen. Mit seinen Enthüllungen will er deutlich machen: ihr steht nicht auf verlorenem Posten; der Gott Israels, der Gott der Bibel hat nicht abgedankt, gibt sich nicht geschlagen, sondern er kämpft gegen feindliche Mächte – gottfeindlich, menschenfeindlich, lebensfeindlich. Der letzte Feind, so sagt es Paulus in einem seiner Briefe, der letzte Feind ist der Tod. Auch die Toten gibt Johannes nicht verloren – er meint vor allem die, die von einem gewalttätigen, terroristischen Staat getötet, ermordet wurden. Jeder Tod ist eine Katastrophe, für Trauernde ein Weltuntergang. Doch es gibt Menschen, denen es vergönnt ist, alt und lebenssatt zu sterben, wie es in der Bibel von freilich nur wenigen Menschen heißt: befriedigt, zufrieden, im Frieden. Empörend aber ist, das geht auch uns so, wenn Menschen vorzeitig mit Gewalt das Leben genommen wird.

Johannes ist nicht nur ein großer Visionär, er ist auch ein großer Schriftgelehrter: das Wort vom neuen Himmel und der neuen Erde hat er dem Buch Jesaja entnommen – wir haben es gehört; auch die Verheißung, dass Gott alle Tränen abwischen wird, stammt aus demselben Buch. Wie dieser neue Himmel und die neue Erde aussehen, erfahren wir nicht; Johannes konzentriert sich und uns auf einen Punkt: er sieht eine Stadt, das neue Jerusalem vom Himmel auf die Erde kommen, wie eine für ihren Mann geschmückte Braut – ein Bild, das mit Schönheit und mit Liebe zu tun hat. Rom ist gestürzt, die Machtzentrale der verkehrten Welt, in diesem Buch Babel, Babylon genannt und als Hure bezeichnet. Stattdessen nun eine neue Stadt wie eine Braut, ein neues Gemeinwesen, eine neue Gesellschaft, in der nicht mehr Hass und Gewalt, Groll und Ressentiment, Ausbeutung, Auspressung Menschen voneinander trennt, sondern wirklich ein Gemeinwesen, ein gemeinsames Leben – in Schönheit und Liebe, in Solidarität. Nicht nur die Menschen werden so zusammenleben, zusammenwohnen – Gott selbst wird mit ihnen sein, wird bei ihnen zelten. Das erinnert an das Zelt der Begegnung während der Wüstenwanderung Israels, erinnert so an die Befreiung aus der Sklaverei und Gottes Mitgehen und

Dabeisein auf dem Weg ins Land der Freiheit. Nun werden auch die Völker zu Gottesvölkern, zu Gottes Völkern.

Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen – Gott kann das, was wir Menschen untereinander immer wieder und oft hilflos versuchen: trösten. Und zwar so wirksam, dass man des Früheren nicht mehr gedenken, es nicht mehr zu Herzen nehmen wird. Doch noch ist es nicht so weit. Noch sind die Tränen nicht abgewischt, noch sind sie berechtigt, und Trauer, Klage und Schmerz sind es auch. Zweimal stellt Gott sich in diesem Buch vor mit den Worten: Ich bin das A und das O, das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende – und diese beiden Selbstvorstellungen stehen programmatisch am Anfang und am Ende dieses Buchs. Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde, heißt es zu Beginn der Bibel. Und dann bei Jesaja: Siehe, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde – ein Wort, das Johannes hier aufnimmt. Und so meint dieses Omega nicht einfach Ende, sondern Ziel. Zwischen diesem Alpha und diesem Omega aber geschieht viel Entsetzliches. Doch ist schon entschieden, was auf uns zukommt, was unsere Zukunft ist: nicht der Weltuntergang, sondern: siehe, ich mache alles neu. Der Theologe Karl Barth, der von den Katastrophen des 20. Jahrhunderts geprägt und erschüttert war, hat eben darum und daraus einen kühnen Vergleich gezogen: unser Leben zwischen der Auferweckung Jesu und dem Kommen der neuen Welt Gottes, das ist wie die Zeit zwischen Stalingrad 1943 und dem Kriegsende 1945: die Sache ist entschieden, die Niederlage des Terrorregimes, der Mörderbande, die damals Deutschland regierte, steht fest; doch der Krieg dauert an und bewirkt viel Leid und Wehgeschrei und Schmerz.

Johannes soll alles aufschreiben, was er sieht und hört, um es weiterzugeben, denn, so heißt es: diese Worte sind vertrauenswürdig und verlässlich. Und das lassen wir uns gesagt sein. So halten wir fest an der Verheißung: Siehe, ich mache alles neu. Und halten uns an ihr fest.

Amen.